

Schwerter zu Pflugscharen – Utopische Perspektiven in der Bibel

Seite für Seite wehrt sich die Bibel mit ihren Verheißungen gegen die »Utopie des Status quo«. Der Zementierung der Verhältnisse setzt sie die Welt, wie Gott sie will und möglich macht, entgegen.

UWE DITTMER

Die Bibel ist voller utopischer Verheißungen, nicht nur die hebräische Bibel, sondern auch das Neue Testament, und hier besonders die Evangelien. Die ganze Geschichte Gottes mit seinem Volk wirkt wie eine einzige grandiose Utopie. Theologisch wird sie als Verheißungsgeschichte bezeichnet. Diese Verheißungsgeschichte beginnt mit Abraham, dem verheißungswort, dass alle Völker, alle Familien der Erde durch ihn gesegnet werden sollen. Seine Nachkommen sollen so zahlreich werden wie der Sand am Strand des Meeres und wie die Zahl der Sterne am Himmel. Diese Verheißung wird für Isaak und Jakob wiederholt. Auch die Verheißung des Landes, in dem »Milch und Honig fließen«, klingt wie eine utopische Ankündigung – obwohl diese Verheißung nur auf ein Land hinweist, in dem es Ackerbau und Viehzucht gibt.

Prophetische Utopien vom »Reich Gottes«

Als große Teile Israels in die babylonische Gefangenschaft verschleppt werden, rät der

Prophet Jeremia den Verbannten erst einmal: Richtet euch in dem neuen Land auf lange Zeit ein. Aber dann heißt es in seinem Brief: »Erst wenn volle siebzig Jahre für Babel abgelaufen sind, werde ich euch heimsuchen und mein Verheißungswort an euch erfüllen, euch an diese Stätte zurückzubringen« (Jer 29, 10). Klar ist mit dieser Ankündigung, dass keiner der Lebenden diesen Tag erleben wird. Aber die Hoffnung auf eine grundlegende Veränderung bleibt.

Besonders hoffnungsvoll klingen die utopischen Ankündigungen im zweiten und dritten Teil des Buches Jesaja. Ein Prophet ist eigentlich kein Utopist, sondern ein Deuter der gegenwärtigen politischen Lage. Er beurteilt sie gewissermaßen »mit den Augen Gottes«, oder genauer: mit Hilfe der früher ergangenen Wegweisungen Gottes und leitet daraus Folgerungen ab. Solche Vorhersagen sind vielfach schreckliche Ankündigungen politischer und individueller Niederlagen, die häufig dann auch eingetreten sind (z.B. Am 2,4–16; 5,18–20; 6,8–14). Andererseits bekommen solche Ableitungen zumindest teilweise den Charakter von utopischen Vorhersagen, die eine bessere Zukunft ankündigen. Als (Deutero-)Jesaja sieht, dass das Nachbarreich der Perser im politisch-militärischen Aufstieg begriffen ist, sagt er den Niedergang der babylonischen Macht voraus und damit

Christliche Utopien

die Heimkehr der jüdischen Gefangenen, die sich freilich in Jahrzehnten so eingerichtet haben, dass nur wenige Lust verspüren, in die »alte Heimat« zurückzukehren. In der politischen Beurteilung der Lage erscheint der Perserkönig Kores (Cyrus) als der von Gott versprochene Messias, Gottes »Sonderbeauftragter« und Retter. Die utopischen Ankündigungen werden dabei ins Unglaubliche gesteigert: »Auf kahlen Hügeln lasse ich Ströme hervorbrechen und Quellen mitten in Tälern; die Wüste mache ich zu Wasserteichen und zu Wasserquellen dürres Land. Ich lasse in der Wüste Zedern wachsen, Akazien, Myrten und Oliven; ich will Zypressen in der Steppe pflanzen, Ulmen und Fichten zumal« (Jes 41,18f). Von besonders eindrucksvoller Schönheit ist die Utopie eines »neuen Himmels und einer neuen Erde« im dritten Teil des Buches Jesaja (65,17–25). Die Abschaffung jeglicher Ausbeutung, des frühen Sterbens von Kindern, des Krieges, und die Freude, die Ergebnisse eigener Arbeit genießen zu können, sind offenbar Zeichen einer Welt, wie *Jahwe* sie will. Schließlich wird selbst die Natur einbezogen: »Wolf und Lamm werden beieinander weiden, der Löwe wird Stroh fressen wie ein Rind, und Staub wird die Speise der Schlange sein« (Jes 65,25).

Durch die Friedensbewegung in der DDR ist besonders eine spezifische Friedensverheißung ins Blickfeld der Öffentlichkeit gerückt: *Jahwe*, heißt es bei Jesaja (2,4; fast gleichlautend bei Mi 4,3), wird als Schiedsrichter zwischen den Nationen auftreten mit folgendem Erfolg: »Sie werden umschmieden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Speere zu Winzermessern. Nimmer wird Volk gegen Volk zum Schwert greifen; üben wird man nicht mehr zum Krieg.« Die Sowjetunion hatte den Vereinten Nationen eine großartige Statue mit diesem Symbol geschenkt, das dann von der Jungen Gemeinde in der DDR zu ihrem Friedenssymbol gemacht wurde.

Im Gebet vor *Jahwe* hört der Beter, was *Jahwe* verkündet: »Wahrhaftig, er kündigt den Frieden: Frieden seinem Volk und all seinen Frommen, allen, die sich von Herzen zu ihm bekehren. Ja, allen, die ihn fürchten, ist nahe

sein Heil, und Herrlichkeit wird wohnen in unserem Land. Begegnen werden sich Erbarmen und Treue, Gerechtigkeit und Frieden werden sich küssen« (Ps 85,9–11). An diesem Gebet wird deutlich, dass alle solchen utopischen Sätze Hoffnungen beinhalten, die sich der gegenwärtigen Wirklichkeit entgegenstellen und Kraft geben, der Resignation zu widerstehen. Besondere Beachtung verdient die Zusammenstellung von Gerechtigkeit und Frieden. Sie finden wir auch in Jes 32,17: »Der Gerechtigkeit Frucht wird Friede sein.« Dabei ist die Reihenfolge entscheidend. Kein Friede ohne Gerechtigkeit – eine Wahrheit, die wir selber in täglichen Nachrichten bestätigt finden, die sich aber bedauerlicherweise bei den entscheidenden Politikern noch immer nicht ausreichend herumgesprochen hat.

Die Apokalyptik – Verzicht auf geschichtliche Veränderungen

In den Wirren der letzten Jahrhunderte vor Jesus, in denen die Hoffnung auf die Wiederherstellung der Selbstständigkeit Israels und, womöglich, auf die Wiedererrichtung des Großreiches von David und Salomo immer mehr schwand, verlagerte sich die Hoffnung auf ein freies Israel ganz und gar in das Jenseits der Geschichte. Prophetische Utopien nährten die Hoffnung, dass es bald – oder doch wenigstens eines Tages – anders werden wird. In deprimierenden Zeiten aber, in denen das Volk in Unterdrückung leben und sogar die Entweihung des Jerusalemer Tempels erleiden muss, gibt es keinen »innergeschichtlichen« Trost mehr. Nun wird das Hoffnungsbild von der Zukunft aus einer möglichen geschichtlichen Erfahrung innerhalb der Zeit in ein Jenseits nach dem »Ende der Zeit« projiziert. Dieser theologische Umschwung führt in die literarische Gattung der Apokalypsen. In ihnen können die abenteuerlichsten Bilder eines von Gott gegen die Mächte dieser Welt herbeigeführten endzeitlichen Dramas entwickelt werden. Sie finden sich sowohl in der Form nachträglicher Ein-

tragungen in früher entstandene Schriften wie auch als eigene Bücher, so in Teilen des Buches Daniel, in späteren nicht kanonischen Schriften und im Neuen Testament («Apokalypse des Johannes»). Auch Mk 13 gilt als ein »apokalyptisches Flugblatt«. Das apokalyptische Denken wurde in den letzten Jahrhunderten vor Jesus entwickelt und war in seiner Zeit von prägender Kraft. Es hat durch die Jahrhunderte hindurch auf die Bild- und Gedankenwelt vieler christlicher Gruppierungen großen Einfluss gehabt.

In der frühen Kirche kommt es zu einer Umdeutung der alten ganzheitlichen Hoffnungsbilder im Geiste des (Neu-)Platonismus. Kennzeichnend dafür ist die dualistische Unterscheidung zwischen der erfahrbaren, schattenhaften Welt und einer eigentlichen, überirdischen Welt. Kirchliche Lehren und Dogmen setzen das Denken *Platons* voraus, weil sie fast durchweg in Jahrhunderten formuliert wurden, in denen der Neuplatonismus die (fast) allgemein anerkannte Weltanschauung und Philosophie darstellte.

Wie problematisch aber diese platonische Zweiteilung der Welt ist, wird besonders deutlich, wenn wir uns dem Neuen Testament zuwenden und den Hauptbegriff der Verkündigung Jesu in den Blick nehmen: das »Reich Gottes« bzw. – wie Matthäus schreibt – das »Himmelreich« (»Himmel« ist für Matthäus ein Ersatzwort für »Gott«). Besonders der Begriff »Himmel« verleitete dazu, ihn als Gegensatz und Gegenüber zur Erde zu interpretieren. Dabei bedeutet »Himmel und Erde« – vgl. Gen 1,1 – nur so viel wie »alles« und »überall«. Diese ganzheitliche Sichtweise des verheißenen Heils findet sich auch bei Paulus, wenn er schreibt: »Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude im Geist Gottes« (Röm 14,17). Schließlich wird die Vorstellung vom Reich Gottes in den beiden letzten Kapiteln der Bibel (Offb 21–22) in einem grandiosen Bild zum Abschluss gebracht. Hier wird sichtbar, was es bedeutet, wenn Gott »in der Mitte der Gesellschaft« sein Zuhause findet.

Zu dieser apokalyptischen Theologie gehört auch und zentral der Kampf der »himmlischen Heere« Gottes bzw. des Erzengels »Michael und seiner Engel« (Offb 12,7) gegen die Feinde Gottes. Dieser Kampf am Ende der Zeiten wird hier Teil einer Utopie, die die innergeschichtliche Utopie der Propheten ersetzen muss. Als die christliche Gemeinde erste Verfolgungen erleidet, bietet sich die Übernahme dieses von der jüdischen Apokalyptik in aussichtsloser Situation entwickelten Vorstellungsmodells an. Als im Jahr 64 unter Kaiser *Nero* die römische Gemeinde schwerste Verfolgung erfährt, nimmt wenige Jahre später Markus ein apokalyptisches Szenarium in sein Evangelium auf (Kap. 13), und als in den neunziger Jahren die Christen weiter Gebiete im Römischen Reich hereinbricht, entsteht die Apokalypse des Johannes.

In welchen Szenarien auch immer, ob in innergeschichtlichen wie bei den Propheten oder in außergeschichtlichen, jenseitigen wie bei den Apokalyptikern, der Charakter der Utopie und ihr Zweck bleiben unverändert erhalten: Die Utopie soll die Leidenden trösten und ihnen Kraft zum Durchhalten vermitteln, weil das Ende ganz bestimmt gut wird. Denn das Ende liegt in Gottes Hand, der seinem Volk, den ihm Treugebliebenen, auch treu bleibt – wie er es von Anfang an versprochen hat. Formal ist die Apokalyptik also eine Utopie, die uns vor Augen gemalt wird, die einen »seelsorgerlichen« Hintergrund hat und in schweren Zeiten entstanden ist, stets weiterentwickelt und durch immer neue Aspekte entfaltet wird. Für uns freilich hat sie, weil ihr Ziel außergeschichtlich gedacht wird, keine so umfassende Bedeutung mehr wie in jenen Zeiten.

Die Bergpredigt – der Weg in eine menschlichere Welt

Jesus, das können wir vorsichtig behaupten, hat selber nicht »dualistisch«, also im Schema »Diesseits – Jenseits« gedacht und geredet. Alles, was von ihm überliefert wird, ist

Christliche Utopien

auf die geschichtliche Welt bezogen. Jesus würde nicht die »Nähe« des Reiches Gottes verkündet haben, wenn wir dieser »nahen«, von Gott gewollten Welt nicht »näherkommen« könnten, wir, die wir »Söhne und Töchter Gottes« (Mt 5,9.45), oder – wie er selber – »Ebenbilder Gottes« oder sogar »Mimen Gottes« (Eph 5,1) genannt werden. Weder Gott noch Jesus sind so uninteressiert an dieser Erde, dass sie ihre Verheißung für »nach dem Tod« (aller Menschen) aufheben. Auch wenn wir die Vollendung nie erreichen können (sie wäre das Ende der Geschichte; das Paradies ist für immer verloren), können wir der Welt, wie Gott sie will, doch immer näherkommen und dadurch unsere Welt lebenswerter machen.

Immer wieder kann man hören, dass Jesu Gleichnisse, Bildworte und Reden keineswegs Anleitungen zur Gestaltung unseres wirklichen Lebens seien. Mit der Bergpredigt könne man keine Politik machen, wird gesagt. Ist dies nicht nur ein Versuch, um sich Optionen offenzuhalten, die mit dem Geist des Evangeliums nicht vereinbar sind – weil sie dessen politische Sprengkraft leugnen (in Anbetracht von Ungerechtigkeiten jeder Art, von Gewalt und Krieg, von ungehemmter Ausbeutung und Zerstörung der Schöpfung)? Der Sinn utopischer Bilder aber, sofern sie nicht in politischen Krisenzeiten wegen der Unmöglichkeit gegenwärtiger Veränderungen in eine jenseitige Zukunft verlagert werden, ist die Richtungsveränderung politisch-ökonomisch-gesellschaftlicher Entscheidungen. So ist der Sinn der Verkündigung Jesu die Veränderung der Lebensbedingungen der Menschen im Geist der Liebe Gottes. Wer das »Reich Gottes« in ein wie auch immer geartetes Jenseits verschiebt, hat Jesus nicht verstanden. Er traut dem Geist Gottes nicht zu, dass dieser Menschen aufwecken, verändern und motivieren kann, sich im Geist der Liebe Gottes und des Vorbilds Jesu (1 Petr 2,21) für veränderte gesellschaftliche Verhältnisse einzusetzen, egal ob es sich dabei um das Leben eines Einzelnen, einer Familie, einer Gruppe, eines Volkes oder der Menschheit insgesamt handelt.

Zum besseren Verstehen dessen, was Jesus meinte, ist es hilfreich, den Begriff »Reich Gottes« zu übersetzen in »die Welt, wie Gott sie will«. Die Welt kann so verändert werden, wie Gott es will, und weil er es will, ist es auch möglich. Das ist die jesuanische Botschaft von ungeheurer Tragweite. Als in der frühen Kirche die durch die neuplatonische Philosophie geprägten Kirchenväter »die Welt, wie Gott sie will und möglich macht« ins Jenseits verlagerten, taten sie es sicher auch deswegen, weil sich die Kaiser, von denen die Anerkennung der Kirche und damit das Ende langer Leidenszeiten für die Christen abhängen, jede Einmischung in die Staatspolitik verbieten hätten. Diese politische Entschärfung der jesuanischen Botschaft ließ das Christentum zwar zu einer staatstragenden Religion werden, trug ihm aber auch ein hohes Maß an politischer Ignoranz gegenüber menschheitlichen Verfehlungen wie Kriegen, Sklaverei, Folter, Mord, Ketzerei-, Hexen- und Judenverbrennungen ein. In diesen Zusammenhang gehört auch, dass die bis dahin eindeutige Kriegsdienstverweigerung der Christen nun trotz Jesu Seligpreisung der Friedensstifter mehr und mehr relativiert, sogar negativ bewertet wurde. Weil Kaiser *Konstantin* das Kreuz dem Heer vorantragen ließ, »durften« sich nun auch Christen ins gegenseitige Abschlachten zum höheren Ruhm des Kaisers führen lassen.

Damit wurde die Utopie Jesu, in die er Menschen hineinstellte und hineinrief, zur Vertröstung auf ein besseres Jenseits. Die mit Jesu Verkündigung vom »Reich Gottes« für unsere Erde und insbesondere für die Ausgegrenzten, die Verachteten und die Armgemachten verbundene Hoffnung wurde diesen vorenthalten. Kein Wunder, dass sich seit der Aufklärung die Zahl der nicht-christlichen Utopien schnell vermehrte, die ihrerseits Hoffnungen zu geben sich bemühten. *Karl Marx* betrachtete die Religion zwar als mögliche Trösterin der Unterdrückten (Religion als das »Opium des Volks«), seine »kommunistische Gesellschaft« aber würde, so war er überzeugt, keine Religion und keinen Gott mehr brauchen. Diejenigen, die später die

ER ist's
der unsere suppe
ausgelöffelt hat

und immer noch
auslöffelt
deine

der
für mich
den löffel abgegeben hat
am kreuz

Ilse Jung

Jürgen Markert,
 ausgelöffelt



3
 Bildserie: Kreuz des Anstoßes

Marx'sche Utopie einer kommunistischen Gesellschaft verwirklichen wollten, scheiterten allerdings an ihrem unmenschlichen Menschenbild. *Bert Brecht* entschuldigt sich und die anderen gewissermaßen und begründet enttäuschte Erfahrungen mit den Worten: »Wir, die wir den Boden bereiten wollten für Freundlichkeit, konnten selber nicht freundlich sein. Ihr aber, wenn es so weit sein wird, dass der Mensch dem Menschen ein Helfer ist, gedenkt unserer mit Nachsicht« (aus: »An die Nachgeborenen«).

Die Welt – wie Gott sie will

Es gehört zu den theologischen Wiederentdeckungen unserer Zeit, dass Jesus heute als Ju-

de, als ein Mensch verstanden wird, der Gottes Willen verkündete und nach Kräften selber umsetzte. Er konnte die Gesellschaft nicht im großen Maßstab verändern, aber er eröffnete überall, wo ihm hilflose Menschen begegneten, einen Durchblick auf »die Welt, wie Gott sie will«. Behinderte und Kranke, Frauen und Kinder, »Zöllner und Sünder« spürten durch seine Zuwendung Gottes Liebe. Menschen, die aus der Sicht der religiös bestimmenden Kreise vom Heil ausgeschlossen waren, lud Jesus zu sich ein und vermittelte ihnen die Erfahrung der Barmherzigkeit Gottes. Was diese befreiende Botschaft für hoffnungslose und abgeschriebene Menschen bedeutete und eigentlich jederzeit wieder bedeuten könnte, ist heute kaum noch vorstellbar. Die Befreiungstheologie Latein-

Christliche Utopien

Kurz gefasst

Was sind Utopien?

- ◆ Utopien sind der literarische Versuch, Menschen in hoffnungsloser, elender Situation neue Hoffnung zu vermitteln und sie, wenn möglich, aus resignativer Lethargie herauszuholen und in einen Prozess aktiver Umgestaltung der Verhältnisse einzubeziehen. Dabei liegt die »utopische Zukunft« zwar weit voraus, ist aber innergeschichtlich durch die Mitgestaltung vieler zu erreichen. So hat sie eine tröstende und eine aktivierende Seite.
- ◆ In einer Zeit völliger Hoffnungs- und Ausichtslosigkeit ist in den letzten Jahrhunderten vor Christus in der jüdischen Gesellschaft eine zweite Utopieform kultiviert worden, die von christlichen Schriftstellern übernommen wurde: die Apokalyptik. Sie verlagerte die ersehnte Veränderung der politisch-gesellschaftlichen Verhältnisse in ein Jenseits und malte den Einbruch dieser anderen Welt am »Ende der Tage« in vielfach plastisch-drastischen Katastrophenbildern aus. Apokalyptische Visionen haben bis in unsere Tage hinein enormen Einfluss auf die Geschichte ausgeübt.
- ◆ »Utopien« sind eine intelligente Art der Gesellschaftskritik. Die erste uns bekannte Utopie, die »Politeia«, stammt von dem griechischen Philosophen *Platon* (427–347 v. Chr.). *Thomas Morus* (1487–1535), dessen

»Utopia« der Literaturgattung ihren Namen gegeben hat, verlegte seine Utopie auf eine ferne Insel. In den Jahren bedeutender geografischer Entdeckungen ist die »Insel« auch ein Modell für das Mögliche, das es zu entdecken gilt.

◆ Politische Utopien sind Dokumente der kritischen Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Verhältnissen der je eigenen Gegenwart. Sie können zu der Erkenntnis verhelfen, dass Armut und Unterdrückung nicht naturgegebene Schicksale sind, sondern Folgen bestimmter interessengeleiteter Handlungsweisen und von Menschen geschaffener Strukturen. Angesichts der Machtverhältnisse und der damit gegebenen Gefährlichkeit kritischer Äußerungen gegenüber den Machthabern liegt die utopische Alternative allerdings weit entfernt auf einer abgeschirmten Insel (Raum-Utopien) oder weit voraus in einer noch nicht erreichten Zeit (Zeit-Utopien). Wenn auch in unterschiedlich intensiver Weise, mit fortschreitender Zeit immer dringlicher, so gehen doch alle Utopien davon aus, dass es so, wie es jetzt ist, nicht bleiben kann und darf – um der Menschlichkeit des Menschen willen.

Uwe Dittmer

amerikas lässt etwas davon ahnen. – Jesus ließ Menschen die Erfahrung machen: Die Botschaft vom »Reich Gottes« will diese vorfindliche Welt verändern, will sie menschlicher machen, will sie Gottes Ziel mit der Welt näherbringen. Wenn seine Botschaft lautet, »das Reich Gottes ist nahe herbei gekommen«, dann bedeutet das, dass die Welt, wie Gott sie will und möglich macht, erreichbar ist, dass sie »vor der Tür« steht, dass wir uns auf sie einrichten können und sollen. Sicher, auch Jesus war nicht so naiv zu glauben, dass sich das Paradies zurückgewinnen ließe. Aber hier und da und an unzähligen Orten, wo immer sich Menschen wie Jesus vom

Geist Gottes anstecken und motivieren lassen, kann Gottes »schöne neue Welt« erfahrbar werden.

Folgerungen

Worin besteht also die »Utopie« Jesu? Und was können wir aus ihr lernen?

1. Eine Utopie muss einen realistischen Grund haben. Spinnereien, Ideen, Illusionen reichen nicht aus. Sie bringen ernsthaftes Utopien nur in Misskredit. Die Utopie Jesu hatte ihren Grund in Jahrhunderten prophetischer Geschichte seines Volkes.

2. Eine Utopie muss die Welt menschlicher machen. Das Verhängnis mancher Utopien der letzten Jahrhunderte bestand darin, dass sie für das Erreichen ihres Zieles das Opfer andersdenkender Menschen in Kauf nahmen. Jesu Utopie wurde stark und überzeugend, weil er niemanden ausschloss.

3. Eine Utopie muss so entwickelt werden, dass jeder Schritt auf dem Weg zum Ziel bereits dem Ziel entspricht. Genau das hat Jesus beachtet. Nur dadurch wird die Utopie glaubwürdig und kann Menschen bewegen, den Weg mitzugehen.

4. Eine Utopie muss sich auf ein realistisches Menschenbild stützen. Die meisten Utopisten gingen von einem idealistischen Menschenbild aus. *Bert Brecht* hat dieses Menschenbild so beschrieben: »Der Mensch, er wäre lieber gut als roh, doch leider, die Verhältnisse, sie sind nicht so«. Also dachte man: Verändern wir die Verhältnisse, und die Menschen können endlich gut sein. Das aber ist ein Irrtum. Die biblische Sicht ist realistischer: Menschen sind gerecht und ungerecht zugleich. Und Gott ist für alle da.

5. Eine Utopie ist nur dann menschengerecht, wenn sie darauf aufbaut, dass die Menschen gesellschaftliche Wesen, Beziehungswesen, dialogische Wesen sind. Wer die Menschen nur als Individuen versteht, verkennt sie, atomisiert die Gesellschaft und verführt die Menschen auf gefährliche Irrwege. Die Vorstellung einer völlig individualisierten Gesellschaft, in der jeder »machen kann, was er will«, ist eine Negativ-Utopie. Der in diesem Verständnis gefährlichste Satz, der sich hierzulande immer weiter ausbreitet und an scheinbarer Selbstverständlichkeit gewinnt, lautet: »Was ich tue, ist richtig, weil ich es tue.« Dieser Satz führt unweigerlich zur Auflösung der Gesellschaft, zu unbegrenzter Habgier, zu tödlicher Gefährdung anderer (z.B. auf der Straße).

6. Eine Utopie muss deutlich machen, dass das Paradies endgültig verloren ist und nicht wiedergewonnen werden kann. Es gibt nur Schritte auf dem Weg zur »Welt, wie Gott sie will und möglich macht«. Wer mehr verspricht, täuscht die Menschen.

7. Eine Utopie muss erkennbar werden lassen, dass Menschen nicht allmächtig sind. Der Philosoph *René Descartes* (1597–1650), der als »Vater der Neuzeit« gefeiert wird, wies den Menschen eine einzigartige Stellung in der Welt zu und trennte sie konsequent von allen übrigen Lebewesen, die für ihn nur »Dinge« waren. Diese Herrschaftsattitüde hat die Erde so sehr geschädigt, dass wir heute nicht wissen, wie wir diese Schäden begrenzen können. Deshalb muss jede ernst zu nehmende Utopie die Menschen wieder als integralen Bestandteil der ungeteilten Erde sehen lehren.

Dies alles ist in der »Utopie des Reiches Gottes« beachtet und enthalten. Den Antiutopisten, die da meinen, es ginge auch ohne Utopie, lässt sich mit *Robert Musil* verhalten, dass sie lediglich die »Utopie des Status quo« vertreten, die die schlimmste aller Utopien ist, weil sie den Reichtum der Reichen, die Armut der Armen, das Elend der Elenden und die Hoffnungslosigkeit der Hoffnungslosen festschreibt. Worum es geht, ist unsere Teilnahme an Gottes Kampf um die Rechte der Armen, um Gerechtigkeit für die Entrechteten, also um ein kämpferisches Geschehen, an dem teilzunehmen wir durch unsere Taufe berufen sind (Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen, Uppsala 1968). Eine Realutopie, und um solch eine handelt es sich in Jesu »Welt, wie Gott sie will und möglich macht«, beschreibt das Übermorgen, damit es noch ein Morgen gibt, und beschreibt den gangbaren, den realisierbaren Weg dorthin, den alle Menschen gehen können, wenn sie es nur wollen.

Uwe Dittmer war von 1966 bis 1999 ev. Pfarrer in Potsdam, daneben Studenten- und Jugendpfarrer und Dozent für Neues Testament an der kirchlichen Fachhochschule für Kinder- und Jugendarbeit und im Burckhardt-Haus (beides in der DDR).

LITERATUR

Dittmer, Uwe, Die Utopie des Reiches Gottes. Politik mit der Bibel, Frankfurt/M. 1997.